

Echo und Bergwald. Zu Walter Benjamins *Die Aufgabe des Übersetzers*

Obwohl Walter Benjamins gleichnamige Überlegungen nicht bloß *eine*, sondern *die* Aufgabe des Übersetzers bestimmen und über eine Reihe von Bildern konkretisierend ausformulieren, lassen sie sich nicht ohne weiteres, oder genauer, nicht ohne Abstriche für ein Nachdenken über die Praxis des (Lyrik-)Übersetzens heranziehen. Schließlich steht diese Aufgabe für Benjamin im Zeichen eines messianistischen Denkens, das am Endpunkt des Lebens – und das heißt der Geschichte – der Sprachen wieder die ihnen wie in Bruchstücken innewohnende, reine Sprache aufscheinen sieht: eine Sprache, die sich nicht in zeichenhafter Arbitrarität zwischen die Sprechenden und die Dinge schiebt, sondern sie als Namenssprache wesenhaft zu benennen weiß. Diesem Grundgedanken ist Benjamins Text und sind daher auch die von ihm herangezogenen Bilder verpflichtet. Ihn außen vor zu lassen und trotzdem mit den Bildern als Impulsgeber zu arbeiten, ist vielleicht nicht ganz einfach, müsste sich aber bewerkstelligen lassen wie das Entkernen der Frucht, um deren schmackhaftes Fleisch desto ungestörter genießen zu können – was immerhin selbst wenig ernährungsbewusste Leute tagtäglich zu tun im Stande sind.

Dort, wo Benjamin in seinem Text das erste Mal explizit von der Aufgabe des Übersetzers spricht, wird sie von der des Dichters unterschieden, werden so Übersetzung und Dichtung in eine Relation gesetzt, die ausgeht von ihrem gemeinsamen Gegenstand, und die zunächst räumlich metaphorisiert wird: Die Dichtung arbeitet *in*, die Übersetzung *an* der Sprache. Erstere steht in deren Bergwald, letztere irgendwo draußen, hat zwar dadurch eine andere, vielleicht größere Sicht über diesen Wald, nicht jedoch auf die Arbeit, die darin vonstatten geht, die sie nur als Echo erreicht – vorausgesetzt, dass es tatsächlich so aus dem Wald herausschallt, wie man hineinruft – und die daher immer doch auch irgendwie ihre eigene ist.

So, wie umgekehrt die Dichtung nicht blindlings durchs Gehölz hetzt, sondern sich eher wie ein Förster kenntnisreich hindurchbewegt. Die unterschiedlichen Positionen gehen also nicht in reiner Gegensätzlichkeit auf. Weder ist der Auf- oder Hereinrufungsort der Übersetzung florafrei, noch sieht die Dichtung den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Die unterschiedliche Verortung im gemeinsamen Bild, ebenso wie das Bild selbst, vermögen gleichwohl auf die Aufgabe der (Lyrik-)Übersetzung vorzubereiten. Denn, um Bilde zu bleiben: Die Lyrik ist die wahrscheinlich dichteste Region dieses Bergwaldes, die waldigste, die, mit dem eigentümlichsten Wuchs und damit leider auch die, aus der am schwierigsten etwas heraus

zu locken ist. Nur, wer wenigstens in etwa den Baumbestand kennt und das Unterholz, wird nach geeigneten Stellen suchen können, um von dort aus so hineinzurufen, dass darin „das Echo des Originals erweckt wird.“ Wer sucht, der findet. Aber um zu suchen braucht es idealerweise Zeit, noch idealer Ruhe. Benjamins Positionierung des Übersetzers in überblickender Sicht- und Rufweite verweist auf diese Grundbedingung der Tätigkeit – einer Spracharbeit, die es im Beibehalten ihrer übersichtswahrenden Distanz unternimmt, etwas aus der Entfernung an sich heran zu bewegen, ihren Rufort aber nicht verlässt und im Horchen auf das Echo vielleicht nicht das Gras wachsen, aber die Ausläufer des Waldes sich nähern hört.